

Literatur des Auslandes.

N^o 68.

Berlin, Mittwoch den 7. Juni

1837.

England.

Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London.
Von Misard.

Ich bringe diese beiden Ausflüge unter Einen Titel, weil ich sie beide an einem und demselben Tage gemacht, und weil sie mir eine doppelte Gelegenheit darboten, den Englischen Lakonismus zu bewundern.

Den Stecknadel-Fabrikanten traf ich auf seinem Comptoir schreibend, den Hut auf, den er nicht abnahm, weil dies nicht zu den Nothwendigkeiten des Geschäfts gehört. Er las mein Empfehlungsschreiben, grüßte mich oberflächlich und ging dann gleich zu den Leistungen seiner Fabrik über, indem er mir auf seinem Bureau verschiedene Schachteln mit Mustern aller Sorten Stecknadeln, die in seiner Anstalt fabrizirt werden, vorlegte: Pagnadeln, Haarnadeln, Nadeln für Insekten-Sammlungen. Ich fragte bei jeder neuen Schachtel nach dem Preise. Er war so und so hoch ohne weitere Erklärung. Nachdem die Schachteln besichtigt waren, sagte er: „Jetzt kommen Sie mit mir, — come this way“, und öffnete eine Thüre, welche in die Werkstätte führte. Ich folgte ihm.

Er ließ mich die ersten Werkstätten umständlich, und ohne mich zu drängen, besichtigen. Während ich beobachtete, sprach er mit den Arbeitern und suchte auf diese Weise mit der einen Hand die Zeit wieder einzubringen, die er mir mit der anderen gespendet. Ich hatte übrigens nur selten Fragen an ihn zu thun. Der Unerfahrenste im Gewerbeswesen begreift beim ersten Anblick den ganzen Mechanismus einer Stecknadel-Fabrik. Ich durchlief, während er mich begleitete, ohne eigentlich mir anzugehören, die vorzüglichsten Ateliers: die Drahtzieherei, wo man aus einem Stück Kupfer wie ein Darmen stark einen unendlichen Faden zieht, welcher sich in unzähligen Ringen um einen Cylinder aufdreht; die Werkstätte, wo die Frauen den Draht, in Stücke von gleicher Länge geschnitten, auf einer langen Tafel ausstrecken und gerade biegen; die, wo diese acht bis zehn Fuß langen Stäbe in tausend Stücke von der Länge der Stecknadeln zerschnitten werden; dann die, wo diese Stücke, durch gelübte Arbeiter, in Masse aufgenommen, auf Sandstein geschliffen werden, so daß tausend Funken herumsprühen. Hier ist Alles so einfach, daß meine Fragen nicht fehlgehen konnten. Wie viel Messingringe liefert täglich die Drahtzieherin? Wie viel bearbeiten diese Frauen solcher Bündel? Wie viel kann der Arbeiter Stecknadeln schleifen? Ueber alles dieses erhielt ich die bestimmtesten Antworten.

Ich machte ganz im Stillen einige Vergleiche zwischen dem Umfang und der Einfachheit der Fabrications-Mittel, der Vortreflichkeit der fabrizirten Waare und dem ungesunden Gebäude, zwischen der Sache und dem Menschen, welcher Letztere mich weit mehr interessirte, als das, was aus seinen Händen hervorging. Ich bin in dieser Hinsicht in Belgien verweilt worden. Dort hat ein ausgezeichnete Mann, Herr John Cockerill, Vollkommenheit in der Arbeit mit einem besseren Loose der Arbeiter zu vereinigen gesucht. Um den Menschen mit dem Dampf, welcher dessen unumgängliches Hülfsmittel geworden, unter dasselbe Dach zu bringen, hat er das Gebäude vergrößert, erweitert und gesund eingerichtet, so daß die Maschine die Luft, deren der Arbeiter nöthig hat, nicht verderben kann. Die Werkstätten von Seraing, dieses Palastes des neuen Gewerbefleißes, sind ein Muster für alle neuen Unternehmungen, und zugleich ein schreiender Vorwurf für jene alten Fabriken, welche die neueren Erfindungen in alte und ungesunde Mauern gedrängt und Menschen und Maschinen durch einander in enge Kammern gepreßt haben, wo die Maschine den Menschen erstickt und wo der gährende Cylinder jeden Augenblick den Arbeiter mit seinem Armbzug hineinziehen droht. In Seraing ist Alles überdacht, und die Civilisation braucht dabei nicht mehr zu erröthen. Es ist das Merkmal ausgezeichneter Menschen, nichts bald zu thun. John Cockerill ist kein alltäglicher Kaufmann, welcher seine Arbeiter in alten verfallenen Häusern vermodern läßt, um das, was an der Wohnung erspart wird, in die Tasche zu stecken. Mit Wehmuth dachte ich in Manchester, in Liverpool, in Birmingham, in London, wenn ich dort die Fabriken besuchte, wo der Gewerbefleiß des neunzehnten Jahrhunderts in Werkstätten des Mittelalters gebannt ist, an Seraing zurück. Die neuen Erfindungen ringen dort mit dem alten Geschäftsgang, mit dem Handwerk. Die heilsame Wirkung der Maschinen gewahrt man dort nur in dem Fabrikat, während die Verhältnisse der Fabrication gänzlich auf den Menschen lasten. Diese Erinnerung an Seraing folgte mir auch in die Stecknadel-Fabrik, als ich die mit unsichtbarem Kupferstaub geschwängerte Luft einathmete und die Leiterstufen hinaufkletterte, deren

Sprossen unter meinen Füßen knickten, und die man zur Ersparung des Raums in die Wände bohrt. Aber ich sagte dem Fabrikanten nichts davon. Ich säubte wohl, daß jede Bemerkung in dieser Hinsicht überflüssig war. Ich behielt also mein Stillschweigen bei, und that nur ab und zu einige Fragen über die Zahl der Arbeiter in der Anstalt, ihre Fertigkeit im Arbeiten und über andere Gegenstände dieser Art.

Dieselbe Zurückhaltung beobachtete ich bei dem Besuch des Zimmers, in welchem so höchst einfach und schnell die Schraubchen verfertigt werden, aus welchen man die Köpfe der Stecknadeln macht. Ein Kind dreht eine Kurbel, welche den Messingfaden in kleine Schrauben dreht; ein Mann ergreift mit einer Hand eine gewisse Anzahl Schraubchen, und schneidet sie mit der anderen vermittelst einer Scheere nach der Stärke eines Stecknadelkopfs. Mit jedem Schlag fällt ein Duzend dieser Köpfe, und da der Arbeiter eben so oft, als der Puls in den Adern schlägt, seine Scheeren-Klingen zusammenschneidet, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie viel Nadelköpfe ein Mann in Einem Tage anfertigen kann. Ich fragte nach der Zahl, und der Fabrikant sagte sie mir auch; aber da es mit ökonomischer Schnelligkeit und in Englischen Zahlen geschah, so entging es mir.

Wo ich aber die Worte zurückhalten konnte, wo ich, ich möchte sagen in unnützes Denken mich verlor, das war ein Saal, in den ich nun eintret — ein niedriger, finsterner Saal, wo an dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, Stecknadelköpfe prägen; eine alte Frau, die ein kleines Röhrchen, wie eine Ruthe in der Hand hielt, führte die Aufsicht über die Kinder. Jedes Kind saß vor einem Werkzeug in Gestalt eines schwebenden Hammers, dessen Name Wippe (teloir) genugsam seine Anwendung bezeichnet, und der lothrecht auf die Stecknadel fällt, welche darunter ihren Kopf aus einem kleinen Loche der Unterlage hervorsteckt. Dies ist eine komplizierte und feine Arbeit. Eine Nadel nach der anderen in ein Brett nehmen, ein Schraubchen darauf pflanzen, dann die so hergestellte Nadel in das kleine Loch stecken, sie prägen, schnell herausnehmen, und dies mit bedeutendem Geschick, um sich nicht zu stechen oder die Finger zu zerquetschen, und auch schnell genug, damit der Fabrikant seine Rechnung dabei findet; dieses Alles endlich sechs Stunden, ohne Nachlaß in Einem fort, ist das nicht zu viel für arme Kinder? Es ist ihnen verboten, mit einander zu plaudern, oder auch nur in den kurzen Zwischenräumen, wo ihre Augen sich ohne Gefahr von ihrer Arbeit abwenden können, einander anzulächeln. Die Aufseherin ging wie ein Wächterbund zwischen den Kindern herum, um denen, welche die Hand der Zauberfee nicht erreichen konnte, mit ihrem Stabe einen Wink zu geben, wobei sie mit ihrer kreischenden Stimme ihr: Sputet euch! Sputet euch! (make haste, make haste!) erschallen ließ, bisweilen auch den Kopf rasch umdrehte, um einige leise gesprochenen Worte, eine Aeußerung der Perkretheit oder des Muthwillens zu erhaschen; denn die Kinder lachen bei der Arbeit, und in ihren kleinen Händchen haben die Werkzeuge bisweilen das Ansehen von Spielsachen. Das Ohr dieses Weibes ist gelbter als ihr Auge, und weiß in dem Lärm, welchen jene dreißig mausförmlich auf- und niedergehende Hämmer verursachen, auf der Stelle zu unterscheiden, ob einer darunter ist, welcher nachläßt, oder auch nur nicht den ganzen Ton angegeben hat, weil er auf einen armen Finger fiel, der nicht zeitig genug zurückgezogen wurde. Die Fehler werden durch den Abzug eines Penny von dem elenden Tagelohn bestraft, und wer weiß, was dem armen Kinde begegnet, wenn es mit diesem Penny weniger nach Hause kömmt.

Ich wußte, daß die Kinder für sechs Stunden Arbeit täglich sechs Pence (etwa fünf Sgr.) bekommen. Ich war zu aufgeregter, um mich nicht zu vergessen. „Meinen Sie nicht, daß für das Alter dieser Kinder sechs Stunden Arbeit täglich zu viel sey?“ fragte ich den Fabrikanten. Er antwortete nichts. „Wie viel Stecknadelköpfe kann ein solches Kind, wenn es recht fleißig ist, an einem Tage prägen?“ Er sagte mir augenblicklich die Zahl. „Aber wenn diese Kinder in sechs Stunden dieselbe Arbeit verrichten, welche Erwachsene in derselben Zeit leisten würden, warum erhalten sie nicht wenigstens die Hälfte des Tagelohns eines Erwachsenen?“ Er öffnete den Mund nicht. „Welches ist das mittlere Alter dieser Kinder?“ Er sagte es mir, die Aeltesten waren nicht über zwölf Jahre alt. „Glauben Sie nicht, daß eine so anhaltende und frühzeitige Arbeit der Gesundheit nachtheilig sey?“ Er sprach zu der Aufseherin. — „Haben Sie das ganze Jahr für diese dreißig Kinder zu thun?“ — „Nein.“ — „Und wenn Sie dieselben entlassen, was wird aus ihnen?“ — Stillschweigen. — „Und wenn Sie von einem Kinde verlangen, was seine Kräfte in einem Tage erlauben, ist es nicht auch billig, daß es so bezahlt werde, daß es seine täglichen Bedürfnisse befriedigen kann?“ — Stillschweigen. — „Ver-

kaufen Sie mehr schwarze als weiße Stecknadeln?" — „Ja“, sagte er mit dem Tone eines Mannes, welchen man wieder in sein Geleise gebracht hat.

Wir verließen die Fabrik und ich schickte mich zum Weggehen an. Mein Dank war kurz. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Good by Sir! Good by Sir!

Ob er mich für einen Wahnsinnigen hielt, er, der diese kleinen Kinder für Maschinen nahm? Es ist wohl möglich. Jedenfalls hatte ich ihm für die Viertelstunde, welche mein Besuch gedauert, nichts zu danken, denn er hatte nur um einige Augenblicke früher die Kunde gemacht, die er später doch machen mußte. Ich machte mich also mit reinem Gewissen auf den Weg nach dem Zerenhause. Dies ist ein durch freiwillige Unterzeichnungen begründetes und unterhaltenes Haus. Ein Schild sagt es den Vorübergehenden, und zur Ehre Englands sind die Schilder dieser Art sehr gewöhnlich. Uebrigens hat das Haus kein anderes Abzeichen. Das Zerenhaus gleicht allen anderen Häusern, in welchem die Leute für vernünftig gehalten werden. Ich klopfte mit dem blanken kupfernen Hammer an die Thüre und ein Lakai öffnete mir. Es war der Bediente des Arztes, welcher die Anstalt leitet, und er führte mich zu seinem Herrn, einem erusten und kalten Mann, der mein Empfehlungsschreiben las, mich nachträglich grüßte und ohne den Mund zu öffnen, einen Doppelschlüssel in der Hand, vor mir her zu gehen begann, indem er mich durch einen Winkel einlud, ihm zu folgen. Wir befanden uns bald mitten unter den Zeren. Die Anstalt nimmt dergleichen von beiden Geschlechtern auf. Wir begannen unseren Besuch bei den Männern. Der Erste, welcher sich uns darstellte, war ein Friseur, der weder durch Elend noch durch häusliche Sorgen, sondern in Folge einer angeborenen Verstandeschwäche hierher gebracht war. Seine in ein Toupet geordneten Haare, seine aufgesträumten Ärmel, sein besalbter Rock, seine Geberden, seine Geschwägigkeit, alles setzte einen Diener des Komus voraus. Ich erriet es, ohne es dem Doktor abfragen zu dürfen, welcher es mir ohne Zweifel Dank wußte, daß ich ihn nicht gleich bei dem Ersten, dem wir begegneten, um Aufschluß bat. Der arme Friseur hält sich für einen Ceremonien-Meister, macht täglich dreimal mit denselben Geberden und denselben Worten dem Doktor seine Begrüßungs-Ceremonien, bezeichnet ihm den Weg zu jedem Zimmer, öffnet ihm die Thüren und stellt ihm seine Unglücksgefährten vor. Es ist der beste Narr von der Welt und dennoch wird er, der selbst so viele Leute rasirt hat, aus Furcht, daß er sich nicht den Hals abschneide, jezt von einem Anderen rasirt.

Nach ihm kam mit majestätischem Schritt, den Kopf hoch empor geworfen, einen Schoß seines Rockes auf der Schulter, ein Mann von ausgezeichnete Gestalt, welcher sich für einen Charles Kemble, den berühmtesten Schauspieler hält. In einem unendlichen Strom von Worten unterschied ich die Namen Dibello und Desdemona. Er beklagte sich, daß ihn seine Neider, um nicht durch seinen Ruhm zu leiden, hätten einsperren lassen. Er bat mich, ihn seiner Bahn wiederzugeben, wo ihn der Beifall der Menge erwarte. Ich versprach es ihm, worauf er uns verließ, indem er einige Verse des Dibello verstümmelte. Theatralisch schritt er in den Korridor, wie ein Schauspieler, der hinter der Coullisse die Wirkung seines Auftretens vorbereitet, und die ersten Verse seiner Rolle hermurmelte. Woher hat dieser Mann seine wunderliche Narrenheit? War er ein armer Schauspieler aus der Provinz, welcher sich für die Personen seiner Rollen hielt? War es ein schwacher Geist, für welchen die Lektüre des Shakespears ein zu berauschendes Getränk war? Ich wollte es vom Doktor wissen. Was das erste betrifft, so sagte er: „I do not know“ (ich weiß es nicht). Meine zweite Mutmaßung war augenscheinlich schon ganz unnütz, denn er hörte gar nicht darauf. Wie viel Zeren haben Sie in diesem Augenblicke, Männer und Frauen? Der Doktor sagte mir augenblicklich die Zahl. Und wie hoch belaufen sich im Durchschnitt die Kosten für diese Unglücklichen? Er sagte es mir. Und wie stellt sich das Verhältnis der Heilbaren zu den Unheilbaren? Er gab es mir an. Und alles dieses mit beiterer Miene, denn das sind Fragen, wie sie vernünftige Menschen, welche den Werth der Zeit kennen, hier immer an ihn richten.

„Sehen Sie“, sagte er zu mir, indem er mir einen Mann in den Dreißigen zeigte, welcher halb über einen Tisch gestreckt lag und zu schlummern schien, „das ist ein Franzose.“ Er rief ihn an, um ihn aufzuwecken. Ich reichte dem armen Menschen die Hand. „Wir sind Landleute“, sagte ich ihm. „Ja“, antwortete er, indem er die Nase rümpfte. „Aus welcher Gegend Frankreichs sind Sie?“ — „Ja!“ — „Sie scheinen traurig“, fuhr ich fort, „was fehlt Ihnen?“ — „Ja!“ Ich verstand keines von diesen Ja's. War das der Eigensinn des Zeren, war es eine Strafe dafür, daß ich ihn aufgefodert hatte? Ich nahm ihn bei der Hand. „Nun“, begann ich wieder, „sagen Sie mir, freuen Sie sich nicht, einen Ihrer Landleute zu sehen?“ — „Ja!“ Immer Ja. Darin bestand also seine Narrenheit. War es eine Strafe dafür, ein bei gesundem Verstande ungerechter Weise Nein gesagt zu haben, oder hatte sein versiegtes Gedächtniß nur dies Eine Wort behalten? Ich sagte ihm Lebewohl. — „Ja!“ antwortete er. Der Doktor lächelte; ich nahm dieses Lächeln für eine Aufforderung, mich bei ihm darüber zu erkundigen, aber ich erfuhr nichts. Er behandelte meine Fragen wie Uebungen in der Englischen Sprache.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of British birds. — Von W. Macgillivray. Erster Bd. 16 Sh.

Philosophy of natural history. — Von Smellie. 4 Sh.

Church and King. — Von E. Diller. 4 Sh.

The heritage of God's people. — Von dem Pfarrer A. Whyte. 3½ Sh.

Rosenmüller's Biblical geography. Vol. II. 6 Sh.

Selection from poems of Louis, first King of Bavaria. — Uebersetzt von G. Corvill. 4 Sh.

Bevor wir zu der folgenden Generation von Autoren übergeben, die mit dem gegenwärtigen Jahrhundert gleichen oder noch jüngeren Alters sind, haben wir noch Charles Nodier's zu gedenken. Wer weiß nicht von dem Glück, das seine Erzählungen und Märchen bei dem Publikum gemacht haben? Wer erfreut sich nicht an der originellen Kernigkeit, an der Attischen Laune und Feinheit seiner Darstellung? Nachdem er sein Leben lang der Göttin Phantasie, die in neuerer Zeit vor allen Mäusen zu Ansehen und Ehren gekommen, eifrig und mit Erfolg gehuldigt hat, ist er auf seine alten Tage ein gar fleißiger, emsig gelehrter Akademiker geworden, arbeitet Tag und Nacht an der Verbesserung und Vervollständigung dickleibiger Wörterbücher und hat viele leicht alle die hübschen Geschichten, die er uns vor Jahren erzählte, längst vergessen. In der Entwicklungsgeschichte der neueren Französischen Literatur gebührt ihm eine der bedeutendsten Stellen. Zu jener Zeit, als die Literatur in Frankreich an der Zerrüttung und Lähmung der socialen Zustände Theil nahm, als die schöne Kunst und Eleganz Französischer Schreibart unwiederfindbar verloren schien, hat sie in der Person Charles Nodier's sich gleichsam gerettet; er trug sie im Herzen, er pflegte, er liebte sie im Stillen; er, der beschiedene junge Mann, vertiefte sich mit Liebe in seine Studien, seine Bücher, in die Literatur, lange bevor das Interesse an diesen Dingen in Frankreich wieder erwachte; er schrieb lauterer, köstlicher, frisch lebendiger Französisch, lange bevor man dies in Frankreich wieder erlernte; ja lange bevor Jemand in Frankreich die Worte romantique, genre romantique ausgesprochen, die zu so vielem Lärm und Mißverständnis Anlaß gegeben, hatte sich Nodier im „Jean Sogor“, in der „Therese Aubert“, in dem „Peintre de Salzbourg“ als ein wahrer Romantiker gezeigt.

Sollten wir Charles Nodier und seine Stellung in der literarischen Welt durch ein Beiwort charakterisiren, so möchten wir ihn den Glücklichen nennen. Ja wohl ist er glücklich vor Allen, denn nie hat ihn eine Spur von Ehrgeiz angewandelt. Es lag nur an seinem Willen, und er konnte der Stimmführer, der Vorkämpfer aller neuer Ideen werden; denn er hat sie alle gehabt, alle prophezeit. Er aber ließ sich nicht aus seiner gemächlichen Seelenruhe bringen, und so entging er der gefährlichen und beschwerlichen Ehre, den Altmeister der Neuerer vorzustellen. Er hielt sich abseits, so viel als möglich abseits von den Straßen, die der Ruhm geht; er vermied ihn so eifrig, wie Andere ihn nur suchen mögen. Auch hatte er immer viel Anderes zu schaffen, mit Käfern, Blumen, Schmetterlingen, mit alten Quartanten und dergleichen stillen Liebhabereien, woran es ihm jahraus, jahrein nie gebrach. Seine Gelehrsamkeit ist eben so groß, wie seine Gabe der Phantasie; aber wer weiß von seiner Gelehrsamkeit? er selber am wenigsten. All sein Wissen ist ihm gekommen, er weiß nicht wie; denn daß er erstaunend fleißig ist, davon läßt er sich selber nichts träumen; er liest und studirt in einem fort, das geht ihm so behaglich von Statten, und er merkt gar nicht, was er zusammenbringt. Alle Sprachen hat er gelernt, so gelegentlich — er weiß alle alte Geschichten — alle Bücher hat er gelesen, und wie viele hat er geschrieben! meint Jbr, es liegt ihm was daran? er weiß die Titel gar nicht mehr. Ueber die Französische Sprache hat er die geistreichsten Ideen, die scharfsinnigsten Entdeckungen zu Tage gefördert: zwanzig Grammatiken von Profession wären daran berüht worden. Er hat manches Blatt Prosa geschrieben, wozu sich Chateaubriand, manche Strophe, wozu sich Lamartine bekennen würde. Er ist viel gereist, hat viel gesehen, viel gehört, unendlich viel nachgedacht. Alle ausgezeichnete, alle achtungswerthe Männer seiner Zeit waren seine Freunde oder sind es noch. Auch der Politik ist er nicht fremd geblieben, und mehr als einmal hat seine Eins- oder Zweisprache bei den Nachhabern verdienstermaßen gegolten. Woran liegt es nun, daß sein Ruf gleichwohl zu keiner entsprechenden Höhe gediehen, auf keinem Punkte durchgedrungen und in die Welt gekommen ist? Weil er seine Thätigkeit nach unzähligen Seiten hin vertheilt, in den verschiedensten Richtungen und Gebieten vertheilt hat, weil er mit seinem unermüdbar vielseitigen Talent sich bald auf dies, bald auf jenes geworfen, planlos, den Anregungen des Zufalls oder dem Triebe der eigenen Neigung sich überlassend. Er hat es nie ernstlich darauf angelegt, Etwas zu werden, nicht Gelehrter, nicht Dichter, nicht Romanschreiber, nicht Grammatiker, nicht Philosoph, nicht Politiker, nicht einmal Akademiker — obwohl er im Vorbeigehen das alles geworden ist. Er hat sein Licht auf einem zu weiten Raum zerstreut, darum ist er gegen Andere im Schatten geblieben; und so ist es ihm gerade recht. Ob, was er dichtete und schuf, Erfolg in weiteren Kreisen fände, ob es ihm drängen in der Welt Ehre und Ruhm einbrächte, das kümmerte ihn nicht; nur seine nächste Nähe, sein Stilleben wollte er damit schmücken und erheitern. Seine hübschen Geschichten hat er eigentlich nur sich selbst zu seiner eigenen Ergötzlichkeit vorerzählt, einige mit lauter Stimme, so daß das Publikum zuhören konnte, andere ganz leise, so leise, daß nur das innere Ohr des Dichters sie vernommen. Aus den letzteren hätte sich noch manch auserlesenes schönes Buch machen lassen. Und so trägt er eine Menge großer und kleiner Schöpfungen, geistreicher Gedankenswürfe, erhabener Gedichte, launiger Phantasienstücke. — die trägt er in der Brust verschlossen mit sich herum, und keines davon wird je das Licht der Welt erblicken. Wie köstlich muß er sich unterhalten, dieser Mann in seinem stillen Umgange mit sich selbst, wenn er Schau hält über sein Inneres und mit klarem, zufriedenen lächelndem Aug' alle die Reichthümer mustert, die ihm zufließen! — Seine Erzählungen „Jean Sogor“, „Trilby“, „Therese Aubert“, seine „Poésies“, endlich seine „Souvenirs, esquisses et portraits de la révolution française“, machen für sich allein ein lesenswerthes Kapitel in der Französischen

Literatur neuerer Zeit aus. Die Geschäftigen freilich, die Eile haben, ihre Tour zu absolviren, diese mögen es ohne großen Schaden ungeteilt lassen; die freieren, wahrhaft geschmackvollen, für den Genuß des Schönen organisierten Geister aber, die keine Hast empfinden, fertig zu werden, diese wird das Kapitel fesseln, und je länger, desto mehr wird Charles Nodier ihnen lieb und vertraut werden.

Neben Nodier stellen wir Prosper Mérimée, als einen, der sich eben so gleichgültig gegen literarischen Erfolg und Ruhm angestellt hat. Aber der Unterschied ist groß. Bei Nodier ist es wahre, naive, aus dem Herzen kommende Bescheidenheit, bei Mérimée ist es die selbstvertrauende Sorglosigkeit oder Reckheit des Genies. Wie ein experimentierter Sturmer seinen Feldzug gegen eine Kofette siegreich durchführt, indem er ihre Gleichgültigkeit und ironische Geringschätzung beweist, so angeführt hat es Mérimée mit der Berühmtheit gemacht. Er ist seinen eigenen Weg gegangen, ganz seiner Laune nach, aber er wußte wohl, daß die Laune des Genies immer einen anmutigen Weg und immer zu etwas führt. Sein Sichgebenlassen war berechnet, seine Nachlässigkeit studirt. Er hat sich mit keiner literarischen Coterie einlassen wollen, denn er sah wohl, sie waren alle abgenutzt. Er hat sich auch auf kein Gebiet beschränken wollen, nicht auf das Mittelalter, nicht auf das sechzehnte Jahrhundert, denn er sah die Zeit kommen, wo das Publikum dessen überdrüssig werden mußte. Er hat sich zu keiner Schule bekennen mögen, weil er kein Vertrauen zu der Beständigkeit ihres Ansehens hatte; er hat auch keine eigene Schüler aufstellen wollen, weil er recht gut wußte, daß früher oder später auf den Meister zurückfällt, was die Jünger fehlen. Von dem Tage an, da er zuerst die Feder ergriff, bis auf den heutigen, ist Alles eingetroffen, was er klüglich vorausahnte, und wenn er jetzt um sich blickt und findet sich und seinen Ruf wohlthun und unbeschädigt, gemächlich mit günstigen Winde segelnd, während ringsumher so manches Werk gescheitert oder Bestrebungen treibt, so mag er sich selbst zu seiner Klugheit Glück wünschen, die ihn aus dem Gedränge bleiben ließ.

Sein erstes Erzeugniß, „Le Théâtre de Clara Gazul“, fiel gerade in eine Zeit, wo die Aufmerksamkeit von anderen literarischen Erscheinungen in Anspruch genommen war, und fand, wenn auch günstige, doch stille Aufnahme. Ein Theil des Publikums nahm wörtlich, was der Verfasser in der Vorrede sagte, und glaubte wirklich, eine Uebersetzung aus dem Spanischen zu lesen; es ließ sich berechnen, es habe in Spanien eine Lustspiel-Dichterin Namens Clara Gazul existirt, ein Genie, das an Ähnlichkeit Lope de Vega übertraf. Die Kundigen, die nach aufmerksamer Lesung ein eigenes Urtheil bilden, vermißten freilich in den angeblich Spanischen Komödien die wesentlichsten Kennzeichen des Spanischen Charakters. Es fehlte die leidenschaftliche Gluth, die Ueberspannung der Empfindungen, das hochtrabende Pathos der Zärtlichkeit, die Wendungen Kastilianischer Galanterie, die Episoden, die bei Calderon und Lope de Vega vom Himmel fallen; es fehlten die unerlässlichen romantischen Nacht-Abenteuer unter dem Balken der Andalusischen Schönen. Also sagten diese vorsichtigen Beurtheiler zuvörderst: „Das sind keine Spanische Komödien“; und nachdem sie zum zweitenmale gelesen und einen Dialog voll Lebendigkeit und Feinheit gefunden, geläufig, treffend, von tadelloser Eleganz, reich an Scherz und Wit und klarer Empfindung, da riefen sie: „Fürwahr, das sind Französische Komödien!“ aber vor der Hand behielten sie aus guten Gründen das Geheimniß für sich.

Da er mit seinem ersten Pasticcio so guten Erfolg gehabt, so versuchte Mérimée sein Glück mit einem zweiten, indem er unter dem Titel „La Guzla“ Neugriechische Lieder erscheinen ließ. Das Neugriechische machte zwar damals in Paris Furore, zumal da Faurel kurz vorher die Klephten-Lieder bekannt gemacht; aber eben, weil man an den Originalen zur Genüge hatte, nahm man keine Notiz von den Nachahmungen. Hierauf ließ Mérimée eine Art von historischem Gemälde „La Jacquerie“, und zunächst ein Schauer-Drama „La famille Carvajal“ folgen, wo ein entsetzlich ernster Inhalt sich in die Form des tollsten Spases kleidet. Endlich jedoch warf der Verfasser der Clara Gazul alle jene Kunststücke und Mastkationen bei Seite und gab sich dem Publikum in einem trefflichen historischen Romane zu erkennen: „La Chronique de Charles IX.“ Hier kamen ihm seine geduldigen und sorgfältigen Forschungen über die Geschichte jener Zeit aufs schönste zu Statten. Er führt uns das damalige Leben, die Gesellschaft, die Sitten in dichterisch treuer Lebendigkeit vor's Auge; in seiner „Frau von Turpin“ blendet uns aller Reiz und Glanz damaliger Französischer Galanterie; im „Mergy“ haben wir leidenschaftig den verwegenen, abenteuerlustigen, stets kampffertigen Cavalier und Liebhaber vom Hofe Karl's IX. Und wie drängen, wie kreuzen sich die Begebenheiten, wie steigert und spannt sich das Interesse von Anfang bis zu Ende! Alle diese tapferen Degen, so rauh und ungestüm in ihrer Leidenschaft — ihre schrecklichen Zweikämpfe und das Dazwischentreten Karl's IX., den der Dichter nur einmal recht in der Offenbarung seiner wahren Natur uns vorführt — dann die gräßliche Bartholomäusnacht, und wie die Glocke zu gleicher Zeit zum großen Blutwerk und zu der verstoßenen Zusammenkunft der beiden Liebenden das Zeichen giebt — einen Kuß und Umarmung, draußen das Gellire gezückter Schwerter und der Opfer Todesgestöhn — wie ist dies Alles durch einander gewoben, meisterhaft gruppiert — wie ergreift es uns, Schlag auf Schlag, und reißt uns fort bis zur Katastrophe. Und könnte man etwas tadeln, so wäre es nur, daß der Dichter in seiner Person gar zu ruhig, gar zu künstlerisch besonnen ist, während er uns all diese ergreifenden tragischen Vorgänge schildert. Man sieht ihn so hoch, so frei über seinem Werke dastehen, daß alle jene Erregungen nicht bis zu ihm hinaufdringen. So ist er, Mérimée, so war er von jeher, stets klar bewußter Meister seiner Phantasie, auch im glühendsten Zuge der Arbeit seinen Stoff mit spielender Sicherheit beherrschend; Plan, Episoden, Situationen, die kein Anderer so glücklich, so fruchtbar erfinden konnte, rollen sich unter seiner anscheinend sorglosen Hand wie von selbst auf,

als hätte er gar nichts dazu gethan; er scheint sie nur laufen zu lassen, wie ein unbedrückter Vater seine Kinder laufen läßt, und sie gedeihen und werden groß an Kraft und Anmuth.

Seit jener Chronique de Charles IX. hat Mérimée kein Werk von einigermaßen bedeutendem Umfange in die Welt ausgehen lassen. Er hält sich an Lafontaine's Spruch: J'ai peur des longs ouvrages. Eine Zeitlang hat er sich auf kleine Erzählungen verlegt, die er recht con amore schrieb und überlas und feilte, bis er sie endlich, wenn sie durch und durch nett und gefällig und makellos waren, wiewohl zögernd, veröffentlichte. Das Publikum verschlang sie und ward nicht satt. In der That, es sind Meisterstücke des erzählenden Stils im Kleinen, harmonisch in Anlage und Ausführung, künstlerisch durchgearbeitet, in den engen selbstgesteckten Grenzen voll dramatischen Effectes, die höchste Reinheit und der anmuthigste Zauber der Sprache in einander verschmolzen; sie dürften nicht leicht übertroffen werden. Das erste in der Reihe war „Matteo Falcone“, die Geschichte jenes Korsen, der über seinen Sohn das Todesurtheil fällt und vollstreckt, weil der Knabe an dem flüchtigen Erbfeinde das heilige Gebot des Gastes rechts übertreten hat; das zweite war „Le vase étrusque“. Diese Novelle ist echt Parisisch, und wer nicht einigermaßen bekannt ist mit dem glänzenden, exquisiten Salonleben des Faubourg Saint-Germain, der vermag auch die frappante Naturwahrheit, die köstliche psychologische Charakteristik in dieser Novelle nicht zu begreifen. Die belle société aber spiegelte sich daran mit Lust, und von diesem Augenblicke an war Mérimée's Glück bei ihr gemacht; er erreichte in diesen Gesellschaftskreisen die glänzendste Popularität, er wurde als Lieblingserzähler anerkannt, als conteur suivant les salons de Paris. Der Gepriesene aber war ein viel zu kluger und vorsichtiger Mann und hatte neben seinem Ruhm seine Ruhe zu lieb, um sich auf einen so mühslichen Beruf definitiv einzulassen, das Publikum in einem fort, jahraus, jahrein mit Geschichten zu amüsiren. Das männliche? getraue sich's Einer! Und nun gar das weibliche — diese frivolen Geschöpfchen, die das Jahr über mehr Bücher konsumiren als Ellen Band, mehr Romane als neue Schuhe, mehr Novellen als Schminkeböpschen! Es wurde dem guten Mérimée Angst vor seinem neuen Ehrentitel und der damit verbundenen Ehre, und er ergriff die erste beste Gelegenheit, beides auf die Schultern eines Anderen abzuwälzen. Das Glück führte ihm Herrn de Volzac zu, welcher die Last bereitwilligst auf seinen breiten Rücken lud und wohlgemuth damit forttrabte. Somit war denn Volzac zum conteur des salons avancirt; Mérimée aber hat die Muße seiner Abdication zu Reisen benützt, ist ein Alterthümer, ein Archäologe geworden und weiß auch diese an sich trockenen und langweiligen Gegenstände unterhaltend zu machen, weil er sie auf seine Weise treibt, und weil er auf seine Art davon erzählt.

Die Gefängnisse in Frankreich.

(Von Adrien Picot.)

Auf einer Reise durch das mittägliche Frankreich habe ich die Gefängnisse besucht, die an meinem Wege lagen. Von allen öffentlichen Anstalten ist ein Gefängniß die traurigste, besonders wenn es den zweckmäßigen Reformen unserer Zeit ganz unzugänglich geblieben. In diesem Augenblicke will Frankreich sich anschicken, für die Verbesserung seiner Gefängnisse etwas zu thun, und ich halte es für Pflicht, meine in diesem Gebiete gemachten Erfahrungen der Öffentlichkeit zu übergeben.

Die Reformen, welche man bereits in mehreren Französischen Gefängnissen eingeführt, sind größtentheils materieller Art: es wird für Reinlichkeit gesorgt, für gute Nahrung und Kranken-Pflege u. dergl. Mit diesen und ähnlichen Dingen glaubt man, sey die Sache abgethan.

Als ich in das Civil-Gefängniß von Marseille trat, war der Hof mit einer Menge Gefangener von gefährlichem Aussehen bedeckt. Mein Freund und Begleiter wurde von diesem Anblicke tief erschüttert, weil er überhaupt noch wenige Kerker besucht hatte. Unter den Gefangenen befand sich eine große Anzahl Nord-Afrikaner; die charakteristischen Züge der Mauren, ihr orientalisches Kostüm, der große weiße Burnu, den sie trugen, machten einen eigenthümlichen Eindruck. Zwanzig bis dreißig Eingesperrte bilden sonst gewöhnlich die mittlere Zahl der Bewohner des Gefängnisses; dieses Mal war aber eine bedeutende Verstärkung aus Afrika hinzugekommen. Ein alter Beduine mit langem Barte, dessen Gesicht große Entrüstung verkündete, redete uns in seiner Muttersprache an. Ein junger Dolmetsch, sein Landmann, sagte mir, der Alte frage, ob es eine Justiz in Marseille gäbe?

Dieses Gefängniß schien mir schlecht organisiert; es herrschte daselbst der vollkommenste Müßiggang; nur ein einziger Gefangener arbeitete, und doch sind nur wenige Toissen bis zum Kai, wo die Erzeugnisse einer ganzen Welt in rohem, noch zu verarbeitendem Stoffe ausgeladen werden. Wie leicht könnte man da den Gefangenen Beschäftigung geben!

Das Haus der „Présentines“, obschon besser eingerichtet, als der eben besprochene Kerker, bietet doch auch keinen befriedigenden Anblick. Ich sah hier einen schönen zwanzigjährigen Jüngling, der von aufrichtiger Reue befeelt schien. Nicht wissend, womit er sich beschäftigen sollte, und dabei den Qualen einer lebhaften Phantasie preisgegeben, blieb er, ohne krank zu seyn, im Bette liegen: die Langeweile war für ihn die härteste Prüfung. Ein wohlunterrichteter Gefangener, den ein schweres jugendliches Vergehen in die Présentines geführt hatte, organisierte daselbst eine Wollen-Krempelerei, die Vielen seiner Mitgefangenen einen redlichen Gewinn verschaffte. Man that diesem Unternehmen aber

*) Aus der unlängst von demselben herausgegebenen Schrift über diesen Gegenstand.

keinen Vorschub; einige entartete Sträflinge vergeudeten die Wollé, und so gerieth die Arbeit für immer ins Stocken.

Eben so wenig kümmert man sich hier und anderwärts in Frankreich um das Schicksal derer, die aus der Haft entlassen werden. Der Direktor eines der vornehmsten Französischen Central-Gefängnisse machte mich auf ein eben so einfaches als leichtes Mittel aufmerksam, den entlassenen Sträflingen, oder wenigstens denen, welche ihre Freiheit verdienten, ein Patronat zu verschaffen. Dem Verurtheilten wird sein künftiger Aufenthalt nämlich schon im Voraus angewiesen; wenn nun einige Zeit vor seinem Austritt aus dem Gefängnisse ein Beamter des Bureau des Maire oder den Pfarrer des Ortes, wo er wohnen soll, davon in Kenntniß setzt, und einige Details über sein Betragen, sein Gewerbe und seinen Wunsch nach Beschäftigung hinzusetzt, so sände der Entlassene öfter Personen, die sich seiner annähmen, und vielen Missethätigen würde vorgebeugt. Was er sich zurücklegt, das könnte man an die Behörde des Ortes seines künftigen Aufenthaltes, oder an denjenigen schicken, der sich bereit zeigt, sein Beschützer zu werden. Diese Maßregel, oder wenigstens der erste Schritt dazu, muß von der Verwaltungsbefehde ausgehen; denn außerhalb und in der Nähe der Central-Gefängnisse giebt es nicht leicht Jemand, der dem Schicksal der Verurtheilten viel Aufmerksamkeit widmen könnte.

Zu Montpellier befindet sich ein Central-Gefängniß, das 420 weibliche Gefangene enthält, von denen fünfzig auf Lebenszeit verurtheilt sind. Die Verwaltungsbefehde hat die Nothwendigkeit empfunden, die für Frauen bestimmten Häuser von denen, die für Männer bestimmt sind, vollkommen zu trennen; und in Montpellier ist diese wesentliche Verbesserung ins Leben getreten.

Ich werde mich über diese Anstalt, deren ganze Einrichtung sehr rühmlich ist, nicht weiter verbreiten. Ich erlaube von dem Direktor, daß die Meisten der eingesperrten Frauen von Kindheit an verwaist gewesen seyen. Also war es bei einer großen Zahl derselben kindliche Unersahrenheit und Mangel an mütterlicher Belehrung, was sie auf die unterste Stufe der Gesellschaft gestellt hatte!

Das Gefängniß zu Avignon nimmt einen Theil des ehemaligen Palastes der Päpste ein; die lange Reihe von Gebäuden, welche die Stadt beherrscht, der Rhone und die reichen Felder der Grafschaft, tragen noch jetzt das Gepräge des 14ten Jahrhunderts. Der nördliche Theil jenes Palastes ist unbewohnt geblieben; er geräth nach und nach in Verfall, und der Nordwind, der hier ganz besonders zubaust, versängt sich in den Sälen und in den unterirdischen Gängen, wohin die volkstümliche Tradition den Sitz des Inquisitions-Gerichtes verlegt. Der auf der anderen Seite gelegene Theil des Palastes ist besser erhalten. Jene ungeheuren Säle, Zeugen des Päpstlichen Luxus, gegen welche Petrarca und seine Zeitgenossen so energisch auftraten, sind zu Kasernen geworden, wo man jetzt, statt der mönchischen Kutten und priesterlichen Chorbüchse, glänzende Uniformen und blinkende Waffen sieht.

Man führte mich eine Treppe hinab in ein unterirdisches Gemach, das ein junger Mann von 22 Jahren eben verlassen hatte, um die Frohnveste zu beziehen. Ich gewahrte an der Wand einige Zeilen, in welchen der Unglückliche sagte, daß der König so gnädig gewesen sey, die ihm von dem Tribunal zuerkannte Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit zu verwandeln. Er war schon als 12jähriger Knabe in diese Gefängnisse gekommen, die er nicht mehr verlassen sollte, da er sich während seiner Gefangenschaft eines Mordes schuldig gemacht hatte. Man erzählte mir schaudererregende Details von dem Zustande moralischer Entartung, in welchen er versunken war; darf uns dies aber Wunder nehmen, wenn wir an seine schreckliche Erziehung denken?

In Lyon besuchte ich die Anstalt, „la Solitude“ genannt. Dort befinden sich sehr viele aus Gefängnissen entlassene Frauen. Damen beschäftigen sich mit der moralischen Leitung der Letzteren, und bis jetzt gelang es, ungefähr zwei Dritttheile dieser Unglücklichen an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen. Ein Comité, das vor kurzem in derselben Stadt zusammengetreten, will für den Unterricht junger Freigelassener sorgen, oder wenigstens die ersten Schritte, die sie nach wiedererlangter Freiheit thun, leiten und bewachen. Werber waren solche junge Leute schon an der Pforte des Gefängnisses allen Versuchungen dieser Welt von neuem ausgesetzt; alle Kameraden, die den Augenblick ihrer Freilassung berechneten, empfingen sie, und verpraßten mit ihnen das Geld, das die Behörde für sie zurückgelegt hatte. Vor der Errichtung des Comité's konnte man auf 100 junge Freigelassene 60 bis 70 Rückfällige rechnen; diese Zahl hat sich seitdem bis auf 19 vermindert.

Das Gefängniß „Perrache“ zu Lyon erfreut sich eines trefflichen Direktors, der besonders für jugendliche Verbrecher väterliche Sorge trägt. Kinder in einem Gefängnisse machen den schmerzlichsten Eindruck auf den Besucher; sein ganzes Gefühl empört sich bei dem Anblick dieser frühen Kerkerstrafe, die allen Ideen von Gerechtigkeit, Sitte und Menschlichkeit zu widersprechen scheint. Die Art, wie man jugendliche Fehltritte in Frankreich bestraft, so wie die Art der Bücktigung von jungen Leuten unter sechzehn Jahren, bedürfen noch großer Verbesserungen.

Mehrere Staaten besitzen bereits Besserungs-Häuser für junge Leute beiderlei Geschlechts, die unter zwanzig Jahren sind. Ein solches Haus hält die Mitte zwischen einer Lehr-Anstalt und einem Gefängnisse. Man schärft hier dem Bögling religiöse und sittliche Grundsätze ein, und bietet Alles auf, um den verderblichen Hang zu bekämpfen, dem er sich hingeeben; er muß aber zugleich ein Handwerk lernen, das ihm einen Unterhalt verspricht, wenn er wieder in die Gesellschaft eintritt.

Zu Lyon hat ein Verein von Menschenfreunden für die Summe von 120,000 Franken das in der Nachbarschaft belegene Mondutagny

gekauft, und zwar in der Absicht, verlassene oder verwaiste Kinder und minderjährige Verbrecher, die ihrer Haft entlassen worden, dort erziehen zu lassen. Ein durchdachter Plan, den diese Gesellschaft außerdem entworfen, ist der, junge Leute von rechtschaffener Gesinnung, die ihr Leben dem Dienste oder der Aussicht in Gefängnissen widmen wollen, in Mondutagny aufzunehmen. So bildet man mit der Zeit Lehrer, Direktoren und Beamte für alle Gefängnisse Frankreichs, für die kleinsten, wie für die größten, und wird dadurch indirekt ein wohlthätiger Verbesserer des Gefängnißwesens.

Bibliographie.

- La province de Constantine. — Von Duran de Lamalle. 6 Fr.
Description minéralogique des Vosges. — Von Fogard. Epinal. 12 Fr.
Connaissance du géodésiste. — Von Lefebvre.
Pandectes pharmaceutiques. — Von Langier und Duruy. 7½ Fr.
Principes de littérature. — Von Perrennes. 5 Fr.
La courtisane et le martyr. — Von Feal. 7½ Fr.
L'île de la tortue. — See-Roman von Lecomet. 2 Bde. 15 Fr.
La cape et l'épée. — Von Roger de Beauvoir. 7½ Fr.
Maria, ou soir et matin. — Von Saint-Surin. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Zur Philosophie der Geschichte. Im neuesten Hefte des Mailändischen Ricoglitore sucht ein Italiänischer Kritiker, Herr Cesare Cantu, in vollem Ernste zu beweisen, daß der Zustand Attika's zur Zeit des Miltiades und Aristides ein viel unglücklicherer gewesen sey, als unter dem Joche der Türken. Wie dieser Beweis mit dem neuesten Werke Bulwer's, der das Zeitalter des Perikles als das der höchsten Blüthe und Glückseligkeit preist, zu vereinigen seyn wird, wissen wir freilich nicht, aber das haben wir wenigstens von neuem daraus geleert, daß sich die Geschichte zu Allem gebrauchen lasse. Es giebt nicht zwei einander noch so widersprechende Lehrsätze, die nicht beide aus der Geschichte zu beweisen wären. Aber gerade darum, weil die Geschichte das mit der heiligen Schrift gemein hat, daß sich Jeder, und sogar der Uebelwollende, darauf beruft, ist sie, nächst dieser, die größte Lehrerin der Menschheit! Jedem Fassungsvermögen, jedem Alter und jedem Stande gleich zugänglich, scheint sie Jedem auch einen anderen, und zwar seinen eigenen Weg darzubieten; aber im Grunde führen alle ihre Wege, so sehr sie auch scheinbar aus einander gehen und diesem oder jenem als eine Ausflucht dienen, zu einem und demselben Ziele. Dieses Ziel, die Wahrheit, die unter allen verschiedenen Formen doch immer dieselbe unveränderliche ist, mag allerdings dem ungebildeten oder trübten Blicke nicht leicht erkennbar seyn, aber wer es nur mit Ernst und Liebe sucht, der wird es in der Geschichte niemals verfehlen.

— Europäischer Buchhandel. In gleicher Weise, wie jetzt die Herren Brockhaus und Wernarius aus Leipzig eine Deutsche Buchhandlung in Paris errichten, einerseits, um den Vertrieb Deutscher Werke in Frankreich in größerer Schwung zu bringen, und andererseits, um mit dem Französischen Buchhandel neue Verbindungswege einzuleiten, auf denen dem Belgischen Nachdruck und seiner Verbreitung in Deutschland entgegenzuarbeiten wäre, so hat auch in diesem Jahre der Buchhändler F. Pastori aus Parma unter der Firma „Libreria Italiana“ eine große Italiänische Buchhandlung in Paris gegründet. Alle Buchhandlungen Italiens scheinen Herrn Pastori als ihren Commissionair, sowohl bei Bestellungen als bei Versendungen, die sie nach Paris zu machen haben, zu beschäftigen. Paris kann auf diese Weise leicht der Central- und Stapel-Platz des Europäischen Buchhandels werden, wie es Leipzig der des Deutschen ist. Bereits gelten dort auch die Herren A. und W. Galignani für die Agenten des Englischen Buchhandels, den sie freilich meistens zu ihrem eigenen Vortheile jetzt ausbeuten, da sie, so wie die Herren Baudry in Paris, den Englischen Nachdruck dort mit solcher Energie betreiben, daß selbst die Belgischen Freibeuter in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt mit ihnen halten können. Indessen dürften Frankreich und England wohl die beiden ersten Staaten seyn, die sich durch einen Vertrag gegenseitigen Schutz gegen den Nachdruck garantiren werden. Alsdann wird sich wohl auch das umfangreiche Geschäft der Herren Galignani, mit dem unter Anderem die Herausgabe einer der verbreitetsten Englischen Zeitungen verbunden ist, auf den Debit Britischer Original-Werke beschränken müssen. Interessant wäre es aber, wenn nun, gleich der Deutschen, Italiänischen und Englischen, auch alle übrige Europäische Literaturen in Paris Konsulate oder Agenturen für den Vertrieb und den Austausch ihrer Werke errichteten. Welchen Umfang der Europäische Buchhandel gewinnen kann, wenn ihm auf diese Weise neue Wege geöffnet oder auch nur die gegenseitigen Communicationen erleichtert werden, ist kaum zu berechnen. Wir vermuthen, daß wir nicht die Einzigen sind, die oft ein ausländisches Werk, weil es an Mitteln fehlte, es recht bald zu bekommen, nur darum nicht anschafften. Wie schwer ist es jetzt, ein neues Spanisches oder auch nur ein Schwedisches Buch herbeizuschaffen! Während wir von Berlin aus binnen 36 Stunden auf Schwedischem Ufer uns befinden können, vergehen oft sechs Monate, bevor wir ein auf buchhändlerischem Wege bestelltes Werk aus Stockholm erhalten. Aus Spanien und Portugal aber ist es dem Privatmanne oft selbst mit den größten Aufopferungen nicht möglich, ein Buch zu bekommen, das er vielleicht zu seinen Studien bedarf.